



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stimmter Vorrat von Lebensmitteln gehört, diese einfache Wahrheit scheint in dem Meer unsrer Gelehrsamkeit ertrunken zu sein. Aus jener Wahrheit folgt doch offenbar, daß die Sorge für gute Volksernährung die erste und wichtigste aller Regierungsjorgen sein und bleiben müsse, und in der That ist sie es früher auch immer gewesen. Die Mittel, zu denen die Fürsorge der Behörden zu greifen pflegte; wie amtliche Feststellung der Lebensmittelpreise, Verbot der Getreideausfuhr, Bestrafung der Bauern, die keine Lebensmittel zu Märkte brachten, waren ja oft recht ungeeignet, aber daß sich in der Absicht die richtige Auffassung der Regentenpflichten äußert, kann doch nicht bestritten werden. Unserm erleuchteten Jahrhundert blieb es vorbehalten, das erste und notwendigste Gebot des volkswirtschaftlichen und Regierungskatechismus zu vergessen. In allen gesetzgebenden Versammlungen, in allen Regierungskörperschaften, in allen Zeitungen wird über Währungs-, Zoll-, Steuer- und Rentabilitätsfragen beraten und gestritten, aber die Frage, ob genug zu essen im Lande sei, wird gar nicht mehr oder doch erst seit vorigem Jahre wieder hie und da einmal aufgeworfen. Und doch würden, wenn diese Frage verneint werden müßte, alle übrigen Debatten nur Zänkereien um Kaisers Bart sein, da bei fortschreitender leiblicher Verkümmernng des Volkes über kurz oder lang alle Steuer und Rentabilität ein Ende hat. Wir wünschten von Herzen, daß der neue Herr Kriegsminister den Plan seines Vorgängers festhielte und mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst machte. Die Ergebnisse der jährlichen Musterungen und Aushebungen würden ihn sehr bald nötigen, vor den höchsten Kriegsherrn mit der Erklärung hinzutreten: Die allgemeine Wehrpflicht muß einstweilen auf dem Papiere stehen bleiben, bis die Minister des Innern, der Landwirtschaft, der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten gewisse Aufgaben gelöst haben werden.

Vorläufig bleiben wir dabei, daß es im Zululande besser um die Volkswirtschaft bestellt ist als bei uns. Ja, wird man uns einwenden, unter so einfachen Verhältnissen das Richtige zu treffen, das ist keine Kunst! Darauf erwidern wir im voraus: Auch durch die ärgsten Verwicklungen und Schwierigkeiten darf sich der Künstler nicht in dem Grade verwirren lassen, daß er den Endzweck seiner Kunst vergißt. Ein tüchtiges Volk und ein tüchtiger Staat sind nicht denkbar ohne tüchtige Menschen. An die lebendigen Menschen sollten die Staatskünstler vor allem denken, nicht immer bloß an tote Abstrakta wie Rentabilität, Interessen von Ackerbau, Gewerbe und Handel, Geldsteuerung u. dergl. Die Arbeiterschutzesgesetzgebung beweist nun allerdings, daß bereits eine erfreuliche Wendung eingetreten ist, daß man wieder anfängt, sich mehr mit den Personen als mit den Begriffen zu beschäftigen. Indes den Kern der Volkswirtschaft, die Volksernährung, hat man doch noch nicht ins Auge gefaßt; wo die gesichert ist, da bedarf es keines Arbeiterschutzes, denn nur hungernde Arbeiter verzichten auf die Sonntags- und Nachtruhe und opfern ihre Kinder den „Interessen der Industrie.“

Litteratur

Goethes Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersezt von A. Dühr.
Gotha, Fr. Andr. Perthes

Der Verfasser dieser Übersetzung, früher Lehrer an dem Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, hat als tüchtiger Kenner der griechischen Sprache schon früher eine Anzahl Weibelscher Gedichte mit großer Gewandtheit ins Griechische übertragen. In dem vorliegenden Büchlein hat er sich an Goethes herrliche Dichtung

gewagt. Hermann und Dorothea verdankt seinen Ursprung der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den großen Hallischen Philologen Friedrich August Wolf angeregten Homerischen Frage und dem durch Vossens Luise und Übersetzung der Odyssee und Ilias neu erwachten Interesse an der epischen Dichtung. Hatte sich doch Goethe sehr eingehend mit Homer beschäftigt und zwar nicht bloß in Italien, sondern sein ganzes Leben hindurch; ja am 17. Dezember 1820 schreibt er an Knebel: Ein vor zwanzig Jahren gefertigtes Schema, wo alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen sind, ist nun sorgfältig revidirt . . . Junge Freunde ersuchen mich dringend, mein Schema drucken zu lassen, und ich thue es vielleicht in einem meiner Hefte. Es erschien dann in Kunst und Altertum 3. Band 2. Hefte (vergl. Goethes Brief an Schiller vom 12. Mai 1798).

Die Übersetzung Dührs beweist eine genaue Bekanntschaft mit der Homerischen Dichtung, die epischen Formeln sind in glücklicher Weise verwertet, sodaß die Übertragung allen, die sich für das Epos interessiren, zu belehrender Vergleichung mit dem deutschen Original empföhlen werden kann. Es ist ein schöner Beweis der Blüte griechischer Studien, daß sich Schulmänner eine so gründliche Kenntnis hellenischer Sprache angeeignet haben, daß sie imstande sind, solche Übertragungen, wie die besprochene, zu veröffentlichen. Bereits im Jahre 1861 hat Theodor Kock in musterhafter Weise die Goethische Iphigenie ins Griechische übersetzt. Zu dieser Arbeit war eine genaue Kenntnis der dramatischen Dichter der Hellenen erforderlich, über die der treffliche Herausgeber einiger Komödien des Aristophanes und der Fragmente der Komiker allerdings zu gebieten hatte. Auch diese Arbeit sei in empfehlende Erinnerung gebracht.

Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (Anno 69 n. Chr.) von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1890

Manchmal möchte man wirklich an der Möglichkeit, in ästhetischen Dingen die Wahrheit zu finden, verzweifeln, so wenn man über diese oder jene Dichtung von scheinbar ganz ernsten und unterrichteten Menschen Urteile liest, die unsrer Empfindung ganz und gar widersprechen. Ein Zufall führte uns Dahns neuestes Buch „Die Bataver“ in die Hände, wir lasen die Widmung: „Otto dem Großen, dem Fürsten Bismarck zu eigen,“ und diese Zeile reizte uns, das Buch durchzulesen. Denn ein Werk, das sich in den Schatten eines großen und geliebten Genius stellt, regt ja schon damit allein ein freundliches Vorurteil für sich an. Es ist uns aber mit unserm guten Willen schlimm ergangen: so gelangweilt, wie bei diesen „Batavern,“ haben wir uns lange nicht, und wir sind nicht gerade verwöhnt durch die Lektüre anderer deutscher Romane. Zunächst war es uns, als hätten wir eine Mode von vor vielen hinter uns liegenden Jahren wieder gesehen: so fremd, so abgethan mutet uns die ganze Gattung des historischen Romanes an. Im Grunde war diese Gattung doch die Schöpfung der Erschöpfung. Es war in der Entwicklung des deutschen Geistes nach dem Kriege ein Stillstand eingetreten; man war von den politischen Wandlungen so erfüllt, daß kein Sinn mehr für andre große Fragen und Probleme — natürlich nur eine kleine Zeitspanne lang — übrig blieb. Die Kunst stand still. Der gewöhnliche Bedarf an neuen Poesien mußte jedoch befriedigt werden, da wurde denn das überlieferte Bild von der Menschheit in allen möglichen Kostümen wieder abgezeichnet und abgeschrieben, und daraus entstand der historische Roman, richtiger: der kulturhistorische Roman. Es ist gar nicht zu sagen, wie sehr diese Gattung das Verständnis und den Sinn für die wahren Aufgaben der Poesie getrübt und geschädigt hat. Die Poesie hat eben

einen höhern Beruf, als geschichtliche Sittenbilder zu malen; ja man kann sagen: je geschichtlicher ein Kopf denkt, umso weniger versteht er die Poesie, die in letzter Linie in der Metaphysik ruht, also jedenfalls über dem Historischen steht. Das Ewige in der Menschennatur will die Poesie erfassen, nicht das fort und fort Wandelbare. Sie hat neue Ideale zu schaffen, nicht aber alte Schablonen nachzuzeichnen. Damit greifen wir gleich in die Wurzel des Dahnschen Schaffens. Wäre er ein Dichter, so könnte er unmöglich den höchst prosaischen Gedanken haben, schon den siebenten Roman aus der Völkerwanderung zu schreiben, wenn er überhaupt dann historische Romane schriebe! Im Wesen dieser Gattung liegt schon das Bekenntnis des Mangels an schöpferischer Kraft „monumentalen Stils,“ den seine Freunde ihm so nachrühmen. Die stetige Wiederholung derselben Germanen und Römer ist nur Sache des Virtuositums, wie ja bekanntlich Dahn seine ganze Urgermanenwissenschaft in verschiedner Mischung und unter verschiednen Etiketten gern des öftern zu Markte trägt. Virtuosenarbeit wird aber doch kein Einsichtiger als große Poesie feiern. Indes kann auch solche, dem Kunsthandwerk nahegerückte Arbeit erfreulich sein, wenn sie anspruchslos auftritt, um ein bescheidenes Publikum einige Stunden anmutig und freundlich zu unterhalten. Das thut aber Dahn nicht, im Gegenteil, dem Fürsten Bismarck selbst, dessen Prosa von einer Poesie überquillt, die sich Dahn auch in seinen „monumentalsten“ Versen nicht träumen läßt, glaubt er seine Weihnachtsgabe widmen zu müssen, und dann kommt ein guter Freund und schreibt in einem angesehenen Blatte (Münchener Allgemeine Zeitung, 10. November) die gewaltigen Worte nieder: „Und »Die Bataber« sind fürwahr eine Weihnachtsgabe, würdig des Empfängers wie des dichterischen Sponsors.“ Ist das nicht — bezeichnend? Haben wir nicht Recht, wenn wir sagen, daß der kulturhistorische Roman Sinn und Verständnis für Wesen und Aufgabe der Dichtkunst verdrorben habe? Ist es nicht lächerlich, Felix Dahn als Dichter dem Fürsten Bismarck für gleichwürdig zu erklären? Es handelt sich hier durchaus nicht darum, Dahn irgend ein „aufzumugen“; wir haben im übrigen gar nichts gegen den fruchtbaren Gelehrten und Romanschreiber. Auch die Widmung als eine solche verargen wir natürlich dem Dichter nicht, so wenig wir auch imstande gewesen sind, eine innere Beziehung zwischen dem Buche und Bismarck zu entwickeln. Aber für die litterarischen Zustände unsrer Zeit ist die gewaltige Phrase, die wir da mitgeteilt haben, zu charakteristisch, als daß wir sie nicht hätten ins richtige Licht stellen sollen. Nach unsrer Meinung besitzt gegenwärtig unsre Litteratur keinen einzigen Dichter, der das als Dichter wäre, was Bismarck als Mensch und Politiker ist. Die schönste Prosa haben wir in Bismarcks eignen Reden und Schriften. Es ist daher auch gleichgiltig, wie sich Fürst Bismarck selbst zu dem Buche stellt, ob er es mehr oder weniger langweilig findet. Aus unsrer Kenntnis des großen Staatsmannes schließen wir aber, daß es ihn nicht sehr unterhalten haben kann. Große Männer pflegen zur Unterhaltung gern Bücher zu wählen, die mühelos die Phantasie anregen; indem sie die eine Geisteskraft beschäftigen, ruht die andre, die Reflexion dabei aus, und das thut wohl. Diese Eigenschaft besitzt Dahns Roman nicht. Er ist skizzenhaft komponirt, man kommt nicht dazu, für eine bestimmte Figur recht warm zu werden, obwohl der Stoff dies immerhin möglich gemacht hätte, wenn er mit mehr Kunst und Sorgfalt ausgestaltet worden wäre.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig